

Vom Charme der alten pfälzischen Sprache

Pennsylvanisch-deutscher Abend mit John Schmid und Mark L. Louden findet bei den Bockenheimer Mundarttagen viel Anklang

VON ROLAND HAPPERSBERGER

Hochinteressant, atmosphärisch überaus angenehm und dazu noch ungemein unterhaltsam war der Samstag der 38. Mundarttage in Bockenheim. Ihr Thema: das Pennsylvania-Deutsch, eine Auswanderer-Mundart, die seit dem 18. Jahrhundert von der seitherigen deutschen Sprachentwicklung abgeschnitten ist und, von etlichen englischen Einsprengeln abgesehen, noch heute speziell dem an der Unterhaardt gesprochenen Pfälzisch in Lautstand und Wortschatz bemerkenswert gleicht.

Dieses Thema wurde am Nachmittag theoretisch-akademisch, am Abend unterhaltsam-praktisch angepackt. Zur Kaffeezeit hielt der amerikanische Germanistikprofessor Mark L. Louden von der University of Wisconsin in Madison den fachlich präzisen, aber gleichwohl faszinierend anschaulich und kurzweilig gestalteten Vortrag „Das Pennsylvania-Deutsch im 21. Jahrhundert“ (siehe gesonderten Beitrag), am von dem Verleger Walter Sauer gutgelaunt moderierten Abend trug er Gedichte und andere Texte in dieser Mundart vor und gab hochinteressante Einblicke in die Gottesdienst- und Lebenspraxis der rund 300.000 Amischen, einer Wiedertäufer-Glaubensgemeinschaft, für die das pennsylvanische „Deitsch“ nach wie vor alltägliche Umgangssprache ist.

Sein singender Partner war John Schmid aus Berlin in Ohio, der in seiner Heimat den Beinamen „pennsylvanisch-deutscher Johnny Cash“ trägt und deswegen als Referenz an den großen Country-Barden auch einen Cash-Song vortrug, ansonsten aber uralte Scherzlieder aus der Lebenswelt der „Bauerei“, also der Landwirtschaft, in der die Amischen traditionell zu Hause sind und den einen oder anderen eigenen Song im Country-Stil, ebenfalls pennsylvanisch-deutsch getextet und moderne Lebenswelten thematisierend. Letztere waren deutlich schwerer zu verstehen, weil stärker mit englischen Lehnworten durchsetzt, die zu identifizieren dem Hörer in der Regel nicht so rasch gelang, wie sie an seinen Ohren vorbeirauschten. Überhaupt musste man die Ohren spitzen, um die Texte zu erfassen, so dass das knapp 100 Zuhörer zählende Auditorium wirklich anderthalb Stunden hochkonzentriert bei der Sache war.

Schmid zuzuhören war eine reine Freude. Er weiß seine sonore, klangvolle Stimme absolut ungekünstelt und unangestrengt zu führen, beglei-



Sympathischer Sänger: John Schmid aus Berlin in Ohio.

FOTO: HAPPERSBERGER

tet sich lebhaft und abwechslungsreich auf der Gitarre und hat an diesem Abend sichtlich Freude daran, von den Gesichtern zu lesen, dass er verstanden wird, wie er hernach im Gespräch andeutet. Hochinteressant: Hochdeutsche Anreden machten ihn einigermaßen hilflos, sprach man indes in betont altmodischem Pfälzisch zu ihm, kam die Antwort sofort und verständlich. Nur an wenigen Stellen, wo sich der Wortschatz halt doch auseinander entwickelt hat, war ein kurzer Exkurs ins Englische dienlich.

Und so sang John Schmid munter über die „alt Bauerei“ mit „ehre Kieh un ehre Sai“, er lobte im Lied „Bohnesupp un Latwegbrot, die Deutsche ehre Frääd“, er brachte ein hochdeutsches Auswandererlied mit einer Melodie des 18. Jahrhunderts, auch ein geistliches Lied in altertümlichem Hochdeutsch – all das mit so viel Schwung und Vernügen, dass es aufs Publikum überschwappte.

Mark L. Louden las einige gereimte Schwänke, die auf den heutigen und hiesigen Hörer recht freundlich und altmodisch wirkten, und einige hochinteressante Texte aus dem 19. Jahrhundert, als die lutherischen und reformierten Pfälzer in Amerika allmählich ihr angestammtes Deutsch zugunsten des Englischen aufgaben und ihre Pfarrer sie in gereimtem Hochdeutsch mahnten, doch ja die Tradition zu wahren. Das ging bis zu dem Satz: „Wer mit der Muttersprach nicht zufrieden ist, heißt der dann noch mit Recht ein Christ?“ Höchst interessant war es, ein amisches Kirchenlied erst in der unendlich gedehnten Singweise, die im Gottesdienst üblich ist, zu hören, und dann im normalen, von der Jugend bevorzugten Tempo.

Professor Louden: „Deitsch“ ist bei den Amischen noch höchst lebendig

„Die deitsch Schprooch bsucht's alte Land: 10. Deutsch-Pennsylvanischer Daag nemmt Blatz in Bockenheim im April 2015“ So ist der Hauptartikel in der 2. Nummer des 18. Jahrgangs von „Hiwwe wie driwwe“ überschrieben. Es handelt sich um ein von dem hiesigen Germanisten Michael Werner herausgegebenes Mitteilungsblatt, „serving the interests of Pennsylvania Germans and Palatinates on both sides of the atlantic“, wie es im Untertitel heißt. Das einzige, was dem hiesigen Dialektsprecher fremd anmutet, ist die altertümliche Ausdrucksweise und die Vorstellung, dass nicht eine Person, sondern eine Veranstaltung Platz nehmen soll. Aber das entspricht englischer Idiomatik:

„takes place“. Auch sonst lässt sich immer wieder an diesem Samstag die Nähe des pennsylvanischen Idioms zum hiesigen Pfälzisch mit einem gewissen Staunen feststellen. Es wächst eher noch, wenn man von Professor Mark Louden erfährt, dass die Amischen, die diese Sprache heute noch sprechen, nach ihrer Auswanderung im 18. Jahrhundert keinerlei Kontakt mit Deutschland mehr hatten. Und doch kennen sie Elwetritsche, Grumbeersupp und sprechen davon, jemanden zu „vegelschdere“. Alles dies also ganz alt. Keine Spur indes findet sich im Pennsylvania-Deutsch von jenen vielen französischen Lehnwörtern, die zwischen 1797 und 1813 ins Pfälzische einwanderten, als die Regi-

on zum französischen Mutterland gehörte.

Traditionelle Sprecher des Pennsylvania-Deutschen waren laut Louden einerseits die „Sekte-Leit“ – Amische und andere baptistische und mennonitische Gemeinschaften – andererseits die viel zahlreicheren „Kirche-Leit“ – Reformierte und Lutheraner, die nach Pennsylvania ausgewandert waren. Die Kirchenleute haben im Lauf des 20. Jahrhunderts das Englische als Alltagssprache angenommen, so dass bei ihnen das Deitsch, wie Louden mehrfach formulierte, heute „auf der Intensivstation“ liegt. Nur noch die ganz Alten unterhalten sich so, ansonsten wird es allenfalls in diversen Initiativen als kulturelle Besonderheit

– also außerhalb des Alltags – weitergegeben. Bei den Amischen indes – sie sind landwirtschaftlich orientiert und lehnen moderne technische Hilfsmittel wie Motoren und Autos weitgehend ab – ist der Dialekt noch überaus lebendig. 300.000 Sprecher gebe es derzeit etwa, die Tendenz sei sogar steigend, weil sich die Amischen der hohen Geburtenrate wegen alle 20 Jahre an Zahl verdoppeln. Sie kennen außerdem noch das altertümliche „Hochdeitsch“ der Lutherbibel und ihres aus dem 17. Jahrhundert stammenden Gesangbuches „Ausbund“. Ihr Deitsch lernen sie in der Familie, während der Schulunterricht vollständig auf Englisch gehalten wird. (hap)